Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 22 (1951)

Artikel: Marietta Beltramini
Autor: Ringier, Martha
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918384

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MARIETTA BELTRAMINI

VON MARTHA RINGIER

Eigentlich hieß das alte Weiblein schlicht und einfach Frau Tobler. Sie stand inmitten meines besonnten Jugendlandes wie viele andere Gestalten, die jetzt, da es bei mir Herbst geworden, mir wieder in den Sinn kommen. Ihren Mädchennamen und ihre Heimat, ihr geliebtes Mailand, hielt Frau Tobler hoch in Ehren, und wenn sie davon erzählte, richtete sie sich ein wenig auf, was bei ihrem runden Rücken nicht leicht sein mochte. Für mich bedeutete sie das Fremdartige, zudem war Mutter ihre Vertraute und Beschützerin.

Ich war als kleines Menschlein oft die Botin, die von den guten Dingen, die bei uns auf den Tisch kamen, einen Teil hinauftrug in das alte Häuslein am Schloßberg. Jedesmal, wenn ich davor stand, betrachtete ich es ein paar Augenblicke, denn das Häuslein mit seinem hohen Giebel und dem Blumengärtlein davor war ein Kleinod und schien mir viel begehrenswerter als unsere weiträumige Burghalde. Es konnte ebensogut ein Hexenhäuslein sein oder das Reich der sieben Zwerge hinter den sieben Bergen. Da hätte ich wohnen mögen und durch die engen Buchsbaumwege wie durch einen Irrgarten hin und her gehen, gefolgt von der dreifarbigen Katze, die auch zu diesem stillen Reich gehörte. Es gab auch ein verstecktes Brünnlein, das lustig plätschernd seinen Strahl in ein größeres ovales Becken ergoß. Darin schwamm zuweilen ein grüner Frosch — oder war es ein verwunschener Prinz? Der Holzzaun war überwachsen von Flieder und Holunderbüschen und von Heckenrosen umgeben, auch hohe Sonnenblumenstengel lugten über den Hag. Das Heimwesen war zuweilen eine kleine Wildnis, in der alles wachsen durfte, nur das Unkraut wurde gewissenhaft ausgerupft.

Mitten in ihrem kleinen Reich stand an schönen Tagen die alte Frau Tobler, geborene Beltramini, und sah nach ihren Aurikeln, den Levkoien und Narzissen, den Frauenherzen und Moosrosen, und alles, was je nach der Jahreszeit blühte, gehörte zu der Mailänderin, und sie selbst war — trotz ihrem Alter — auch so etwas wie eine Blume mit der zierlichen Haube auf dem Kopf und ihrem feingeschnittenen Gesichtlein mit den lebhaften Augen. Ja, dieser Garten schien mir der Inbegriff alles Schönen, hier war alles beisammen, wie es zu mir kleinem Mädchen paßte.

Doch das Erfreulichste war doch die anmutige Gestalt der alten Frau und das Kauderwelsch, das aus ihrem scharfgeschnittenen Munde kam. Von unserer Mutter sprach sie immer in einem zärtlichen Ton. „Mia carissima", sagte sie. Einmal erklärte sie mir, erbost auf ein zerwühltes Beet deutend: „Porco di Müüs hasch mer di Bölle vo di Tulipane gfrässe", und ein Strom erregter Worte, die ich nicht verstand, ergoß sich über die Übeltäter. Ich wurde bei meinen Besuchen immer in die Stube zu ebener Erde geführt, bekam dort von der schwerhörigen Magd ein Glas Holundersirup vorgesetzt und erhielt zum Abschied ein Heiligenbild mit einem goldenen Strahlenkranz.

Eines Tages war Frau Tobler nicht allein in ihrem Gärtchen, ein aufgeputztes Männlein mit roter Krawatte schritt an ihrer Seite. Das mißfiel mir; ich wollte mich durch den hintern Eingang in die Küche schlängeln, als mich die alte Freundin erblickte. Sie winkte mir, öffnete die Pforte, auf ihren Begleiter deutend erklärte sie: „Isch mio figlio, mio caro Severino." Ich stand verlegen da und hörte stumm der Unterhaltung in italienischer Sprache zu. Als der Severino mir mit seiner Hand über den Kopf streichen wollte, bog ich ihn zur Seite. Zuhause berichtete ich natürlich von dem Mann mit dem Geißenbärtlein. „Ist der Unglücksmensch wieder da!" seufzte Mutter. Es dauerte länger als sonst, bis sie sich entschloß, einen Besuch am Schloßberg zu machen, und sie kam verdrossen zurück. „Stell dir vor", hörte ich sie zum Vater sagen, „steht der Severin drunten im Keller und malt zu seinem Vergnügen auf die leeren Fässer, die noch vom früheren Besitzer dort stehen geblieben sind, die unglaublichsten Aufschriften. Auf dem einen prangt „Tokaier", auf einem andern „Bordeaux" und auf einem dritten „Chianti". Das ist alles, was dem Taugenichts einfällt!" Sie lachte ärgerlich, doch ich verstand nicht, was dabei Lustiges sei. In dieser Zeit wurde ich seltener zu Frau Tobler geschickt, denn Mutter behauptete, der Sohn schnappe doch alles weg, was für seine Mutter bestimmt sei. — Einmal schlich ich mich aber heimlich zu dem Häuslein und sah durch eine Lücke im Zaun, wie der Severin die Katze plagte und am Schwanze zog, so daß sie fauchte und sich wehrte. Er aber lachte unbändig und ließ erst ab von seinem Tun, als das Gesicht seiner Mutter unter dem Fenster erschien. — Als er sich ein paar Tage später von unserer Mutter verabschiedete, verschränkte ich beide Arme auf dem Rücken und sah den Tierquäler voller Haß an. Die Hand hätte ich ihm um keinen Preis gegeben.

Nach seiner Abreise schien Frau Tobler in arger Bedrängnis zu sein, und mehr als je stieg Mutter den Hügel hinan und kam erregt

wieder nach Hause. „Der Lump", hörte ich sie räsonieren, „alles hat er mitgenommen, was irgend möglich war; schließlich muß die gute Frau noch ihr Häuslein verkaufen, wenn ihre hiesigen Verwandten nicht für sie einstehen wie schon manches Mal." — „Nein, nein, das darf nicht geschehen", rief ich entsetzt. „Man muß ihr helfen", und ich beschloß, den Inhalt meiner Sparbüchse zu opfern. Ich wurde beschwichtigt, und die Verhandlungen wurden nicht mehr vor meinen Ohren geführt. Doch meine Sorge um das liebe Heim und seine Besitzerin setzten mir zu. Was konnte ich tun, um Frau Tobler beizustehen? Ich kramte in meinen Sachen; da war ein nagelneues Badewännlein meiner Puppe, das konnte ich gut entbehren. Ich ging damit zu Frau Dimar, bei der ich es erstanden hatte, und bot ihr es wieder an. Doch sie wollte nichts von dem Handel wissen und drückte mir zum Trost ein paar Marbel in die Hand. Das war also mißlungen; aber zu Geld konnte ich noch auf andere Weise kommen. So machte ich mich hinter die unliebsame Arbeit des Unkrautausrupfens. Für ein gefülltes Körblein bekam ich einen Batzen.

Doch dann geschah etwas Unerwartetes; es kamen umfangreiche Kisten zu Frau Tobler-Beltramini, darauf stand: Nicht stürzen! Zerbrechlich. Mutter half beim Auspacken. Es kamen unglaublich geschmacklose Vasen zum Vorschein, sorgfältig in Stroh eingehüllt, und eine Menge Gipsfiguren, griechische Göttinnen und Liebespärchen. Damit wollte der Figlio seine Mutter für die Brandschatzung entschädigen. Es ging dann ein lebhafter Handel an. Alle Bekannten wurden mit diesen unnützen Dingern — gegen Barzahlung, versteht sich, — beglückt, und ich durfte sie austragen. So brachte der größte Teil der Sendung doch etwas ein. Die nackten Frauenzimmerchen, die übrig blieben, barg die alte Frau in einem Schrank, dergleichen wollte sie nicht in ihrem ehrbaren Heim aufstellen.

Manchmal war ich auch dabei, wenn Marietta Tobler-Beltramini von ihrer Heimat erzählte. Ja, der Babbo hat außer dem großen Mailänder Haus noch eine Campagna besessen, mit „zwei Comoditäten", wie sie mit Nachdruck erwähnte. In diesem Landhaus hatte die Familie den Sommer zugebracht, und dort hatte der Zürcher Geschäftsfreund auch zum ersten Mal die bildhübsche Marietta gesehen und sich sterblich in sie verliebt. Und als sie sich weigerte, seine Frau zu werden, hatte er mit „Verschüße" gedroht. Da gab die Siebzehnjährige nach. „Was chasch mer anders mache", fügte sie ergeben bei. Doch die Ehe fiel nicht glücklich aus, und als der Zürcher Seidenherr nach einem Dutzend von Jahren starb, blieb der jungen Witwe wenig zum Leben, und das Wenige mußte sie noch

mit ihrem Taugenichts von Sohn teilen. Da erstand ihr Lenzburger Verwandter, der Herr vom Bollberg, mit dem Rest des Vermögens für sie das billige Heimwesen im Aargau, wo sie in Frieden ihre Jahre zubrachte, bis sie als Achtzigjährige starb. Doch vor ihr wurde noch ihr Sohn abberufen. Er erlag der Tuberkulose, und seine Mutter beweinte ihn heiß. „Povero Severino!" schluchzte sie. „Bisch mer doch en Liebe gsi. Hasch mer keine Schand gmacht, hasch keine Bankerott gmacht, bisch mer nie in Zuchthuus gsi und hasch mer nie en unehliche Chind gmacht", rühmte sie in ihrer anspruchslosen Mutterliebe.

Ein paar Jahre später erlebte Frau Tobler noch die Krönung ihres Lebens: sie wurde zur Mitbegründerin der katholischen Gemeinde in meiner reformierten Heimatstadt. Als sie nicht mehr mit den paar Gläubigen nach Dottikon zum Gottesdienst fahren konnte, und der Geistliche ihr zu Hause die Beichte abnehmen mußte, reifte langsam der Plan, in ihrem Haus einen gottesdienstlichen Raum zu schaffen. Es brauchte dazu nur im obern Stockwerk, das sie doch nicht benützte, eine Wand entfernt zu werden. Zudem hatte es einen besonderen Eingang von der Straße her. Nach und nach kamen die üblichen Kultgegenstände in den hergestellten Raum. Am Vorabend der Einweihung war Frau Tobler sehr beschäftigt, sie schmückte den Raum in stiller Andacht, alle Vasen waren mit Blumen angefüllt, doch immer noch ging das alte Weiblein umher und trug noch etwas herbei, um die Festlichkeit zu erhöhen. Schließlich fielen ihr die Gipsfiguren der griechischen Göttinnen ein. Aber, o weh, die waren ja nackt! Schnell entschlossen machte sie ihnen fließende weiße Gewänder, und dann thronten sie als christliche Heilige in den Nischen und sahen züchtig auf die Gläubigen hernieder. Am folgenden Tag aber holte Marietta Beltramini ihr schönes schwarzes Seidenkleid hervor, zog seidene Handschuhe an, setzte ihre Kapotte auf und stieg in tiefer Bewegung die Treppe hinan zu dem kleinen Heiligtum in ihrem Hause.

Nach Jahr und Tag kam dann der Tod zu der alten Frau. Als sie nach einem Schwächeanfall sich zu Bett legen mußte, half ihr Mutter beim Ausziehen, und zum ersten Mal sah sie das Amulett, das die Mailänderin auf ihrem Leibe trug. „Mine liebe Heiland", sagte sie voll Inbrunst und küßte das in ein leinenes Tüchlein gesteckte Christusfigürchen. Man hatte ihr versprechen müssen, die Kerzen auf der Kommode anzuzünden, wenn es zu Ende gehe. Der Geistliche reichte ihr die heilige Wegzehrung und empfahl sich dann. Als der Atem schwächer und schwächer wurde, und die Kerzen bereits eine Weile brannten, schlug die Sterbende nochmals ihre Augen auf, sah sich um, und rief zornig: „Isch nonig Zyt mit di

Kerze!" Eine Stunde später glätteten sich die Züge, das Herz hörte auf zu schlagen, und es wurde still im Gemach. Da faltete Mutter die erkaltenden Hände, um die sie den Rosenkranz schlang. Fast wie ein Mädchen lag Marietta Beltramini da in den Blumen, die man aus ihrem und unserm Garten geholt hatte, und ein seliges Lächeln verklärte ihre Züge.

Gezeichnet von Willi Dietschi

s Staufner Dörfli

Dobe stoh-n-i uf em Bärgli,
gseh mis Dörfli undedra;
s lyt so fründlig do im Grüene, —
me mueß äifach Freud dra ha!

Jedes Chemi mein i z kenne,
jedi First, wo usespitzt. —
Weiß vo jedem, wo am Härd isch
und grad hinderem Tisch jetzt sitzt.

Jedes Rößli, jedes Chueli,
jedes Hundli kenn i au,
jedi Liebi, jedi Findschaft:
weiß vo allne alles gnau.

Und de Chileturm zeigt jedem,
wo de Weg zum Himel goht.
Und de Chilchhof hilft dra denke,
wie s mit eusem Läbe stoht.

Dobe stohn i uf mim Bärgli;
uf mis Dörfli lueg i hi. —
Und vo Härze tue-n-is sägne,
wenn i au kei Pfarrer bi.

H. R.-F.